

erreichen. Das ist vielleicht die ärgerliche Tatsache, dass die Diagnose einer »neuen Klassengesellschaft« gerade das unsichtbar macht, was die Voraussetzung dieser Diagnose ist. Wie gesagt, selbst theoretisch lässt sich dem Problem nur digital, nicht

analog beikommen. Was freilich analog bleibt, das ist am Ende der politische Wille, die Folgen sozialer Ungleichheit wirklich ernst zu nehmen. An dieser einfachen Tatsache führt auch die komplizierteste Diagnose nicht vorbei. ■

Julia Friedrichs

## Exklusion von oben

*Wenn von fragmentierter Gesellschaft, von Exklusion etc. die Rede ist, darf man auch die nicht verschweigen, die sich gerne als »Elite« verstehen, den Niederungen des Alltäglichen entrückt sind und sich in ihrer »Selbst-Exklusion« ganz gut eingerichtet haben. Doch was bedeutet das letztlich für die Gesellschaft?*

Die Elite trat im Herbst 2005 in mein Leben. Ich war 25 und hatte mich für eine Recherche undercover bei der Unternehmensberatung McKinsey beworben. Die Recherche dauerte ein halbes Jahr. Sie führte mich nach Griechenland – in ein Edel-Assessmentcenter in einem 5-Sterne-Hotel am Meer. Dort begegnete ich zum ersten Mal Menschen, die von sich selbst sagen, dass sie sich zur Elite zählen. Und dort wurde mir zum ersten Mal offenbart, dass auch ich dazugehören könne. Immer wieder sagte man uns Bewerbern, dass wir brillant seien, dass wir die Besten seien, dass wir das Potenzial hätten, zu Europas neuer Führungsgeneration zu gehören. Wer es schaffe, zu ihnen zu gehören, sagte uns McKinsey, sei ein Gewinner. Elite eben.

Ich habe dann den Vertrag von McKinsey angeboten bekommen, ich hätte knapp 70.000 Euro im ersten Jahr verdienen können, habe ihn aber abgelehnt. Ich habe den Bericht über meine Bewerbung wie geplant veröffentlicht und damit hatte sich das Thema Elite eigentlich für mich erledigt.

Aber in den Wochen danach spürte ich, dass mich das, was ich in Griechenland gehört und gesehen hatte, nicht losließ. Und so begann ich zu recherchieren.



© Gerrit Hahn

Julia Friedrichs

(\* 1979) arbeitet als freie Autorin von Fernsehreportagen und Magazinbeiträgen. 2007 wurde sie mit dem Axel-Springer-Preis für junge Journalisten und dem Ludwig-Erhard-Förderpreis ausgezeichnet. Bei Hoffmann und Campe erschienen: *Gestatten: Elite.* (2008) und *Deutschland dritter Klasse. Leben in der Unterschicht* (mit Eva Müller und Boris Baumholt, 2009).

Ich wollte wissen: Gibt es mehr junge Menschen, die sich selbst als Elite bezeichnen? Wo sind sie zu finden? Was heißt Elite für sie? Und vor allem: Was wollen sie tun, wenn sie einmal in Elitepositionen sind?

### »Education for tomorrow's leaders«

Ich fuhr los, mit nicht viel mehr als diesen Fragen und einer Deutschlandkarte mit Orten, an denen ich die, die sich Elite nennen, zu finden glaubte.

Dazu gehörte die European Business School in Oestrich Winkel. Die von sich selbst damals sagte, eine unternehmerische Elitehochschule zu sein. Dazu gehörten die Eliteinternate Schloss Salem und Schloss Neubuern, die bayerische Elite-

akademie, an der man parallel zum Studium das Elitesein studieren kann, das Maximilianeum in München, das sechs bis acht herausragende Abiturienten pro Jahr aufnimmt, die Vodafone Stiftung, die zehn besonders gute Studenten mit Migrationshintergrund fördert. Aber auch Orte, an denen die jüngsten Eliteanwärter des Landes lernen. Der Edelkindergarten Villa Ritz in Potsdam, der von sich selbst sagt, dass er die geistige Elite des Landes ausbildet, und die Kleinkinderschule Fastrackkids, deren Slogan lautet: »Education for tomorrow's leaders«.

An all diesen Orten traf ich mich mit jungen Leuten, die einmal nach oben wollen. Manche von ihnen begleitete ich ein Jahr lang, anderen begegnete ich nur am Rande. Die Frage, wie die junge Elite tickt, kann ich nach dieser Reise nicht beantworten. Es wäre vermessen, sie alle über einen Kamm scheren zu wollen. Es wäre falsch, behaupten zu wollen, dass die Reihe der Porträtierten den Anspruch auf Allgemeingültigkeit haben könnte.

Allerdings gab es doch bei allen Unterschieden Gemeinsamkeiten. Ich hatte den Eindruck, dass das Wort Elite eine Renaissance erlebt. Eine Renaissance, die übrigens der ehemalige SPD-Parteivorsitzende Gerhard Schröder einleitete, der gleich in seiner ersten Regierungserklärung sagte: »Auch eine demokratische Gesellschaft braucht Eliten.« Galt es einst als eine Art Tabu, so formulierte man an den meisten Orten, an denen ich recherchiert habe, den Anspruch, Elite sein zu wollen deutlich und unbescheiden. »Viele haben ja ein Problem mit dem Begriff Elite. Wir gar nicht«, sagte Christopher Jahns, damaliger Rektor der European Business School. »Elite tut jedem Land gut«, meinte sein Student Bernd. Eva Maria Habermann, Rektorin des Internates Schloss Salem, sagte: »Meine Schüler sind ungeschliffene Edelsteine. Sie sind keine akademische Elite, sondern eine Verantwortungselite.«

### **Zum Schluss ein Wiesenblumenstrauß**

Das führt mich zu Punkt zwei: Eine meiner wesentlichen Fragen an die, die über sich sagen, Elite zu sein, war: Wie definieren sie denn Elite? Ich hatte nicht erwartet, dass das Spektrum der Antworten so uneinheitlich sein würde. An der European Business School definierte man Elite als Leistungselite, wobei der Maßstab für Leistung vor allem Menge war. Die Wochen der Studenten hatten in der Regel 60 bis 70 Stunden. Bernd, den ich traf, hatte seinen Tag im Viertelstundenrhythmus getaktet. In den Ferien absolvierte er Praktika bei Unternehmensberatungen, bei Investmentbanken. Pausen gönnte er sich so gut wie nie: »Bei mir geht noch was«, sagte Bernd. »Ich bin noch längst nicht am Limit.«

Am Maximilianeum definierte man Elite als akademische Leistungselite. Hier zählten nicht die Arbeitsstunden, sondern die Zugehörigkeit wurde nach klar messbaren Kriterien geregelt: Anwärter müssen aus dem Bayern Maximilians des II. kommen (das heißt auch das Saarland und die Pfalz gehört hier noch zu Bayern), sie müssen christlichen Glaubens sein und ein 1,0-Abitur abgelegt haben. Dann können sie sich einem mehrstufigen Prüfungsverfahren stellen, an dessen Ende stets die sogenannte Todesfrage steht. Eine Frage, auf die so gut wie niemand eine Antwort weiß: Zum Beispiel wird den Schülern ein Wiesenblumenstrauß vorgelegt. Sie müssen die Blumen bestimmen – und zwar auf Latein.

Das andere Ende des Spektrums waren die Internate Salem und Neubeuern. In Salem sollten die Schüler zur oben erwähnten Verantwortungselite erzogen werden. Sie sollten befähigt werden, später in wichtigen Positionen Verantwortung zu übernehmen. Messbare akademische Leistung spielte hier keine Rolle. Es gibt in Salem keine harten Aufnahmetests. Wer die Schulgebühren von ca. 30.000 Euro pro Jahr zahlen kann und sich mit den pädagogischen Leitlinien

einverstanden erklärt, der kann Teil der Verantwortungselite werden. Die Leistung der Schüler lag in dem Jahr, in dem ich dort war, unter der eines durchschnittlichen baden-württembergischen Gymnasiums.

In Neubeuern schließlich sprach man aus, was mit wenigen Ausnahmen für die meisten der Orte galt, an denen ich recherchierte: »Unsere Schüler sind Teil einer Geld-Elite.« Denn der Besuch der Schule kostet Geld. Genau wie der Besuch der European Business School oder der des Elitekindergartens Villa Ritz. Und noch eine der wesentlichen Gemeinsamkeiten sprach man hier offen an. Als ich den Stiftungsvorstand fragte, warum seine Absolventen trotz schlechterer Noten so viel bessere Ergebnisse in Auswahlgesprächen erzielen, sagte er: »Während der durchschnittliche 1,0-Abiturient vom staatlichen Gymnasium auf seine Schuhe guckt und seinem Interviewpartner nicht in die Augen schaut, weil er solche Situationen einfach nicht gewohnt ist, gehen unsere Schüler

mit einer derartigen Situation selbstbewusst und souverän um. Und weil jetzt immer mehr auf solche Soft Skills geachtet wird und die Universitäten mehr Auswahlgespräche durchführen und nicht mehr so zeugnisläufig sind, kommen unsere Schüler in sehr gute Ausgangspositionen.« Kurz: Die Schüler des Internates haben hervorragende Chancen, Elite zu werden, weil sie den richtigen Habitus haben. Weil sie wissen, wie man sich wann verhält, weil sie selbstsicher und souverän sind. Das alles kann man schwer erlernen. Man erbt den richtigen Habitus, wenn man im richtigen Elternhaus geboren wird. Damit bedeutet Elite auch Herkunftselite.

### **Soziale Durchlässigkeit oder abgeschottete Parallelwelten?**

Nun mag man sich fragen, was schlimm daran ist, dass es in diesem Land mehr und mehr Orte gibt, an denen junge Leute he-

ranwachsen, die glauben, dass sie zu denen gehören werden, die in diesem Land in Zukunft das Sagen haben werden – und die begründete Hoffnung haben dürfen, dass das auch so sein wird.

»Soziale Durchlässigkeit« ist eines der Wortungetüme, die in vielen Sonntagsreden gerne hervorgekramt werden. Es ist ein einendes Ziel. Es kommt gut an, zu behaupten, diese Durchlässigkeit zu wünschen. Aber nachdem ich in den letzten Jahren nicht nur ganz oben, sondern auch ganz unten in der Gesellschaft recherchiert habe, kann ich aus eigener Anschauung sagen, dass diese soziale Durchlässigkeit in der Realität schwer zu finden ist. Oft hatte ich dagegen den Eindruck, mich in zwei abgeschotteten Parallelwelten zu bewegen.

Die Statistiken sind bekannt: In keinem industrialisierten Land hängt der Schulerfolg so sehr von der Herkunft der Eltern ab wie in Deutschland. Von 100 Akademikerkindern studieren 83, von 100 Nicht-Akademikerkindern nur 23. Beim Aufstieg in Führungspositionen entscheidet nicht in erster Linie die Qualifikation, sondern die soziale Herkunft über die Aufstiegschancen – der Habitus. 85 % der Vorstandsvorsitzenden der 100 größten Unternehmen und zwei Drittel der oberen Verwaltungsbeamten stammen aus der Oberschicht, obwohl diese gerade mal 3,5 % der Bevölkerung ausmacht. Wenn man dorthin fährt, wo diese Zahlen Realität werden, sieht man, in welchem Geist die Elite von morgen erzogen wird und hat wenig Hoffnung, dass sich diese Statistiken jemals ändern werden.

Viele, die ich traf, waren überzeugt davon, dass sie sich ihre privilegierte Position selbst verdient hatten. Sie waren überzeugt, zu den Besten zu gehören und einen Anspruch auf bestimmte Karrierewege zu haben. Auch, wenn sie gerade erst volljährig waren – Demut und Bescheidenheit waren den meisten fremd.

In einem Workshop während des Symposiums der European Business School erklärte ein hoher Siemens-Manager den

Teilnehmern, was er von Menschen hält, die nicht mehr machen als ihren regulären Job. Das Wort, das er benutzte, war »Minderleister«. »Wir ziehen Minderleister immer mit«, sagte er, »halten ihnen die Karotte vor bis zur Frühpension. Damit muss jetzt Schluss sein.« Keiner im Raum widersprach. Der abschätzigste Begriff Minderleister blieb eben so unwidersprochen stehen, wie einige Workshops später die Bezeichnung »Niedrigleister«.

Rückgrat zeigen, Aufstehen, wenn es gegen Schwächere geht. Das alles schien nicht zur Wertekultur zu gehören. Vielleicht wissen die Absolventen, dass dies von den Unternehmen kaum honoriert wird: »Ich hätte gern mehr Rebellen. Aber die Wirtschaft sucht immer noch nach Ja-Sagern, nach Smoothlingen«, kritisierte selbst der akademische Leiter der Elite-Akademie.

Die meisten, die ich traf, wurden in einer Art Käseglocke erzogen. All die Schulen und Universitäten lagen weit ab vom normalen Leben. An den abfallenden Hängen des Rheins, auf einem Berg über dem Bodensee. Viele, mit denen ich sprach, kannten Menschen, denen es schlechter geht, vor allem aus dem Fernsehen. Keiner hatte Freunde, deren Eltern arbeitslos waren. Ein Schüler sagte mir, man bräuchte als Student schon 3 - 4.000 Euro im Monat, um über die Runden zu kommen. Ärmere Leute gab es für ihn nicht. Ein anderer, der das Internat Schloss Salem besuchte, antwortete auf die Frage, warum hier keine Kinder von Arbeitslosen seien: »Die sind dieser Schule intellektuell nicht gewachsen.«

Es wäre zu viel verlangt, wenn man gerade von diesen Jugendlichen und jungen Erwachsenen erwarten würde, dass sie den Kontakt zu »normalen Leuten« nicht verlieren, einen Kontakt, den sie kaum hatten. Ich glaube allerdings nicht, dass das der richtige Weg ist, um verantwortungsvolle Führungskräfte auszubilden. Und ich glaube auch nicht, dass das der richtige Weg ist, dieses Land zu einem gerechteren zu machen. ■